

Kleine Köpfe

Romanische und barocke Bildwerke aus dem Depot

BLICKPUNKT SEPTEMBER Museumsdepots sind geheimnisumwittert. Gerüchten um verborgene Schätze vergleichbar ist das Wissen um ihre Existenz geeigneter Nährboden für Mythen. Und das obwohl sie nichts anderes als einen pragmatischen Aufbewahrungsort darstellen für Kunstwerke und historische Gegenstände, die aufgrund zeitlich begrenzten Raummangels oder ästhetischer, konservatorischer bzw. qualitativer Kriterien zeitweilig nicht ausgestellt werden. Sicherlich gibt es darüber hinaus in eben jenen Magazinen Stücke, deren kulturhistorischer Zeugnischarakter nicht an ihrem geringen Schauwert gemessen werden kann, da er diesen weithin übersteigt. Depots sind deswegen unabhängig von Zeitgeist und jeweiligem Forschungsinteresse Archive der Kulturgeschichte, die zunächst der Aufgabe der Bewahrung dienen und Dokumente vergangener Zeiten für deren Erforschung bereithalten. Um dennoch Einblick zu gewähren, stellt das Germanische Nationalmuseum seinen Besuchern beispielsweise seit einigen Jahren monatlich ein Werk oder eine Werkgruppe vor, die üblicherweise magaziniert sind. Im September ist eine Anzahl von Kleinbildwerken zu sehen. Die einzelnen Stücke sind vorrangig durch das Sujet miteinander verbunden, zeigen sie doch sämtlich das menschliche Haupt.

Zeugnis schwäbischer Spätromanik

Das älteste Stück stammt aus romanischer Zeit. Die kompakte, pralle Form des steinernen Köpfchens ist im wesentlichen graphisch strukturiert. Breite Nase und schmale Lippen des mandelförmig geöffneten Mundes, ähnlich gestaltete Augen mit schwerem Lidstrich bilden das Antlitz. Kurze, in die Stirn gekämmte Haare und lange Strähnen, die am seitlichen, wie ausrasiert wirkenden Hinterkopf in den Nacken fallen und sich lockig rollen, deuten die Frisur an. Das Bildwerk, das 1906 als Geschenk ins Museum kam und aus der Nähe von Ulm stammen soll, saß ursprünglich wohl in architektonischem Zusammenhang. Unbearbeitete Rückseite und ungeglättete ober- wie unterseitige Flächen deuten neben der ungewöhnlichen Tiefendimension auf die einstige Funktion als Konsolköpfchen eines Blendbogenfrieses oder einen bauplastischen Zusammenhang hin, der den ähnlichen Köpfen an der Schwäbisch Gmünder Johanniskirche vergleichbar ist.

Formal gehört die kleine Skulptur in den Kreis der stark stilisierten schwäbischen Bauplastik des späten 12. und frühen 13. Jahrhunderts, deren bekannteste Ensembles an der Nikolauskapelle von Schwärzloch bei Tübingen, der Galluskirche in Brenz, der Klosterkirche von Faurndau und dem genannten Gotteshaus in Schwäbisch Gmünd zu finden sind.



Konsolkopf, Schwaben, um 1200
Sandstein, H. 12 cm, Pl.O. 2028



Engelsköpfchen (Fragment einer Kranzkachel)
Kraichgau (Ettlingen?), 1. Viertel 17. Jahrhundert, Pl.O. 1970



Modell eines menschlichen Schädels, Norditalien, 17. Jahrhundert
Elfenbein, H. 3,0 cm, Pl.O. 3369



Modell eines menschlichen Schädels, wohl Süddeutschland,
17. Jahrhundert, Buchsbaumholz (?), H. 2,5 cm, Pl.O. 3368

Ein Engel aus dem Kraichgau

Gut vier Jahrhunderte jünger ist ein kleines, 9 cm hohes Bruchstück aus hellrotem, feinsandig gemagertem Ton. Es zeigt ein pausbackiges Engelsgesicht mit welligem Haar, dem anstelle des Halses gefiederte Flügel entwachsen. Hans Bösch verzeichnete das Fragment in seinem 1890 erschienenen Skulpturenkatalog des Germanischen Nationalmuseums als Produkt des 16. Jahrhunderts. Herkunft und Erwerbungszeit, Lokalisierung und ursprünglichen Kontext notierte er nicht. Offenbar waren diese Daten bei der Einkunft ins Museum nicht bekannt gewesen bzw. nicht niedergeschrieben worden. Schließlich erregte das Objekt auch später kein Interesse zur Nachforschung.

Das Antlitz besitzt aufgrund der vor dem Brand eingestochenen Pupillen und Nasenlöcher eine besonders lebendige Ausstrahlung. Außerdem ist seine Anmutung so barock, dass es vor der Zeit um 1600 nicht entstanden sein kann. Datiert man es nach stilistischen Kriterien, käme der Beginn des 17. Jahrhunderts in Betracht. Zu genauerer Lokalisierung und Bestimmung des ursprünglichen Zusammenhanges tragen schließlich eine Reihe in den letzten Jahren gefundener und von Harald Rosmanitz publizierter Vergleichsstücke bei: Ersten Aufschluss über die ursprüngliche Funktion der kleinen Plastik gibt nämlich ein etwas größeres Fragment im Stadtmuseum von Sinsheim. Der geflügelte Kopf taucht dort über einer Girlande aus stilisierten Lorbeerblättern samt Fruchtstand auf und ist Teil eines grün glasierten Gesimskachelfragmentes, das als dekorativer Fries einst den oberen Abschluss eines Ofens betonte. Die Sinsheimer Kranzkachel ist ein lokaler Bodenfund. Zwei weitere Stücke im Heilbronner Museum, die auch ihre wulstförmigen Randleisten noch besitzen, lassen sich nur bis in eine Eberstädter Privatsammlung zurückverfolgen. Ein drittes gleichartiges und ebenfalls unglasiertes Fragment, das vor gut 30 Jahren bei Ausgrabungen vor dem ehemaligen Pfarrhaus im benachbarten Neudenau gefunden wurde, dürfte von einem Ofen in jenem Gebäude stammen. Weitere

Entsprechungen kamen in Bad Wimpfen, Bretten, Ettlingen und Hirsau zu Tage. Diese Stücke verorten die Art der Gestaltung des Motivs im Kraichgau, jener südwestdeutschen Landschaft zwischen Schwarzwald und Odenwald, Oberrheingraben und Neckar. Das erfährt seine Bestätigung in einem entsprechenden Modell, das im Bereich der ehemaligen Markthalle von Ettlingen bei Karlsruhe zum Vorschein kam und auf einen diesbezüglichen Produktionsort, eine Hafnerwerkstatt hinweist. Da Modell gelegentlich abgeformt und vervielfältigt worden sind, ist die dort zu vermutende Töpferei zwar nicht mit letzter Sicherheit als der Ort der Erfindung der Form zu betrachten, doch zumindest als solcher zu vermuten.

Zwei Schädelmodelle

1870 schenkte der Eutiner Stadtphysikus Dr. Kotte dem Museum einen kleinen, aus Elfenbein geschnitzten Totenkopf, angeblich eine „italienische Arbeit“, und 1918 übergab die Gattin des Nürnberger Apothekers Göschel dem Haus einen aus Holz geschnitzten Miniaturschädel. Beiden Stücken fehlt der Unterkiefer. Dem beinernen, in der anatomischen Ausarbeitung beachtlicheren Stück geben nicht zuletzt die geschwärtzten Fontanellen ein naturnahes Aussehen. Selbst die Unterseite mit Gaumen, Zahnlücke und Nasenscheidewand sind detailliert wiedergegeben. Das Holzbildwerk ist dagegen etwas summarischer, die Knochennähte sind als leicht erhabene Linien gebildet.

Ob die Objekte tatsächlich für anatomische Studien benutzt worden sind, wie die Profession ihrer Geschenkgeber nahe legen mag, sei dahingestellt. Möglicherweise handelt es sich auch allein um Sammlerstücke, die sich Ärzte oder Apotheker besonders gern zulegten. Nicht zuletzt besteht aufgrund der Tatsache, dass die kleine Holzskulptur keinen ausgeprägten Rachen, sondern eine geschlossene Unterseite besitzt, sogar die Möglichkeit, dass jenes Stück ursprünglich am Fuß eines Kreuzifixes angebracht war. Schließlich gehörten derartige Miniaturmodelle Gemälden des Hamburger Malers Georg Hinz (+ 1670) zufolge zum Inventar von Kunstkammerregalen und



Kachelfragment, Kraichgau, 1. Viertel 17. Jahrhundert
Sinsheim, Stadtmuseum, Foto: Stadtmuseum Sinsheim

-schränken. Sie waren ergötliche Schaustücke und zugleich Medien der Kontemplation, die den Gedanken an die Endlichkeit alles Irdischen wach halten halfen. Der Nürnberger Elfenbeinschnitzer Christoph Harich († nach 1630) beispielsweise soll solche Vanitas-Schädel sogar mit beweglichem Unterkiefer gefertigt haben.

Zweifellos dokumentieren die Modelle daneben auch wissenschaftliches Interesse. Nicht zuletzt benutzten Mediziner und Künstler solche kleinen Skulpturen für anatomische Studien. Schon in der Frühphase des Museum waren zwei ähnliche Bildwerke des menschlichen Schädels in die Sammlungen gelangt. Die 3,5 bzw. nur 1,6 cm im Durchmesser aufweisenden, aus dem 17. oder 18. Jahrhundert stammenden Elfenbeinschnitzereien gingen bedauerlicherweise im Zweiten Weltkrieg verloren (Inv.Nr. Pl.O. 382/383). Auch sie sind im Inventarbuch als „naturgetreu“ bzw. in „genauer anatomischer Durchführung“ beschrieben. Die größere der beiden Skulpturen kam angeblich aus dem „Besitz des Malers Tischbein“, womit wohl Johann Heinrich Wilhelm, der auch als Goethe-Tischbein (1751-1829) bekannte Meister gemeint sein wird, und belegt das Vorkommen solcher Artefakte in Künstlerbesitz exemplarisch.

Na und?

Drei der vier hier besprochenen Stücke sind erstmals publiziert, sämtliche das erste Mal abgebildet. Sicherlich gehören sie nicht zu den hochgelobten Meistwerken der Kunst. Dennoch besitzen sie Bedeutung als kulturhistorische Zeugnisse, die vom Leben, von der Herstellung und Funktion von Bildern in vergangenen Zeiten zu erzählen vermögen. Insofern sind sie hier am richtigen Ort: im Germanischen Nationalmuseum, der größten Präsentations- und Forschungsstätte zur Kulturgeschichte im deutschsprachigen Raum, einer Einrichtung mit Köpfchen im buchstäblichen Sinn.

► FRANK MATTHIAS KAMMEL